Er sei jetzt müde und möchte nur nicht in einem Armengrab schlafen, sondern in der See, wo sie tief genug ist, damit kein Schleppnetz seine Gebeine störe.

Der Simson hatte einen wilden Steuermann gehabt und einen großen Hotelier als Kochsmaat. Jetzt hatte er dreißig Mann an Bord, die waren hungrig auf die See, die lechzten nach Sturm und Dümpelei. Sie klopften bei gutem Wetter Rost und sangen Lieder, die sie aus dem Gedächtnis kramten wie drüge Jungfrauen ihre Erinnerungen an alte Wünsche, die schon fast verloschen sind. Sie hatten viel zu lange brach gelegen. Jetzt tanzten sie den Wellentanz mit wilder Inbrunst mit und sahen zu den Masten auf, die dicht unter den Wolkensetzen in der diesigen Luft kreisten und kreisten.

Riß Andersen ging auf die Brücke und sah über die See. Das Schiff rollte und stampfte härter auf als auf irgendeiner der letzten Reisen. „Wir haben schlecht geladen", sagte er zum dritten Steuermann, der Wache ging. Der blieb stumm und gleichmütig. Er war alt und eisgrau und bereit, auf See zu sterben. Riß Andersen stieg wieder hinunter auf Deck. Er mußte sich dauernd festklemmen, so stark holte das Schiff über. Schlag auf Schlag donnerten die Seen auf die Luken. Die Persennige zeigten einen großen Riß, und plötzlich sprang ein riesiger Balken in zwei Teilen in die Höhe und fiel knapp neben dem Käppen auf den Laufgang.

Da sah Riß Andersen einen Heizer aus dem Maschinenraum kommen, der war kreideweiß. Er meldete Maschinenschaden und war selber schwer krank von der stürmischen See.

Und dann ist es schlimm geworden. Der Teufel mußte in die Rudermaschine gefahren sein. Den Matrosen, die zunächst an der aufgeregten See immer noch ihre Freude, eine fast verliebte Lust, gefunden hatten, wurde langsam so zumute, wie damals in Flandern, als die Marinedivision monatelang mit Trommelfeuer überschüttet worden war. Das Wasser schlug hiebartig gegen die Bordwand, und die straffgespannten Wanten krümmten sich wie ein Flitzbogen.

Riß Andersen stand wieder vor dem Kartenhaus. Er dachte im Donner der Sturzseen an das letzte Abendrot, das wild über dem Horizont geflammt hatte. So rot war auch das Haar seiner Frau, so heiß war auch ihr Blick, wenn er daheim über die Laufplanke sprang. Sie hieß Ingeborg, und er hatte schon als Knabe mit ihr in den kleinen Gärten der Fischerhäuser von Develgönne gespielt. Er war der Kapitän, aber er wollte lange Zeit nicht, daß sie mit an Bord käme. „Weiber gehören da nicht hin", sagte er zu der Langzopfigen. „Weiber können den Feudel schwingen und mit dem Kochlöffel auf die Topfböden trommeln oder Windeln waschen und Kinder schaukeln."

Er ist dann anderen Sinnes geworden. Als er zehn Jahre Fahrtzeit hinter sich hatte und schon einige Frist Kapitän gewesen war, da nahm er sie gern zur Sommerszeit auf kurze Reisen mit. Die kleinen Hamburger Reedereien nahmen es nicht so genau damit wie die großen, bei denen es militärisch und stramm herging und die im Grunde doch nicht mehr leisteten.

Riß Andersen dachte an sein Weib, dachte an das letzte Abendrot und horchte auf die dumpfen Schläge im Schiff. Er war immer ein stolzer Mann gewesen. Er hatte in Japan wohl zur Zeit der Kirschenblüte eine Geisha geküßt und in Rio eine Kreolin in seine mächtigen Arme genommen. Aber er war kein steter Gast in den Tingeltangels der Hafenstädte gewesen wie so mancher liebeshungrige Fahrensmann. Als er Ingeborg geheiratet hatte, fragte sie ihn: „Bist du mir treu gewesen?" Da hatte er mit guten Augen sagen können: „Beinahe" und dabei gelächelt. —

Der Sturm bölkte aus Nordwesten, und die Möwen waren verschwunden. Es wurde stickendduster, und Einsamkeit fiel das Schiff an. Alle Mann waren an Deck, bis auf einen, der lag krank im Logis. Sie scharten sich um ihren Kapitän, dem das Herz zu schlagen anfing, als er auf seine Leute blickte. Er liebte sie plötzlich heiß und wild, wie er seinen kleinen Jungen liebte, der bei Teufelsbrücken so gern kleine Steine über die blanke Elbe warf. Niemand hatte Furcht, aber sie alle wußten, daß das Schiff krank war, daß die Platten brüchig waren und die Nieten locker. Sie hatten sich dennoch über die Doggerbank gewagt, um rascher im Heimathafen zu sein. Und nun stand die Grundsee gegen sie auf und wollte sie morden. Sie packte das Schiff, das Simson hieß. Aber es war nicht mehr stark, es war schwach wie Simson, als sein Weib ihn an die Philister verriet.

Riß Andersen hatte das gewußt, und das war seine Schuld, und das war der Grund, weshalb er an sein Weib Ingeborg mit einem Gefühl bitterer Verlassenheit dachte. Riß Andersen hatte das Dock gemieden, weil Deutschland nach Kohlen schrie. Riß Andersen war untreu geworden und sollte das mit seinem Tode bezahlen. „Riß Andersen", höhnte das Meer, „du hast bald dreißig Mann auf dem Gewissen!"

Da ließ er sich auf der Brücke von backbord nach steuerbord schleudern. Er sah den Tod. Gewissensqual fiel ihn an und schlug mit tausend Beilen auf ihn ein. Er merkte, daß er aus vielen Wunden blutete und wischte sich ächzend einige warme Tropfen von der Stirn, von denen er nicht mehr begriff, ob sie nur Schweiß waren.

Da quoll aus einer der Luken ein Gebirge von Kohlen. Das Schiff legte sich auf die Seite und riß die ganze Ladung mit. Riß Andersen sank in die Knie und betete. Da fiel er auch schon ins Wasser und wurde von einer großen Welle davongetragen. Er blickte um sich und begriff, daß er nur noch kurze Zeit an Ingeborg denken konnte, deren Namen er einmal mit Blaustift an die Wand seiner Koje gekritzelt hatte. Aber er hatte keine Ruhe mehr. Und wieder hörte er Ingeborg fragen: „Bist du treu gewesen?" Da konnte er nicht mal dieses „Beinahe" antworten, über das er im Glück der Hochzeitsnachtig elächelt hatte. Da sagte er mannhaft: „Nein!" Und als er sich ein letztes Mal umsah, schaute er dem dritten Steuermann in das tote Gesicht, das war heiter und schön und voller Frieden . . . Und Gott nahm Simson, das Schiff, und nahm den Schiffer und seine dreißig Mann.

Letztes Glück

Leblos gleitet Blatt um Blatt
Still und traurig von den Bäumen;
Seines Hoffens nimmer satt
Lebt das Herz in Frühlingsträumen.

Noch verweilt ein Sonnenblick
Bei den späten Hagerosen,
Wie bei einem letzten Glück,
Einem süßen, hoffnungslosen.

Max Kalbeck.

Der Herzog und der Student

Alte Anekdote, mitgeteilt von Franz Lächler.

Eines Tages nach aufgehobener Tafel stand der Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg, der durch seinen Humor bekannt war, vor dem Hotel in Bad Doberan und sah den burlesken Späßen eines Clowns zu. Unweit des Großherzogs befand sich ein Trupp Studenten, von denen sich einer durch Figur und Tracht besonders auszeichnete. Er war auffallend klein, und die Natur hatte ihn außerdem mit dem stiefmütterlichen Geschenke eines ansehnlichen Höckers begabt. Was aber den Musensohn besonders entstellte, das war seine Kleidung. Er war angetan mit kalbsledernen Hosen, die, eng anschließend, um so mehr den unvorteilhaften Bau zweier spindeldürrer Beine hervorhoben; hohe Kanonenstiefel reichten hinauf bis zum halben Schenkel und schlotterten um die Beine wie Butterfässer; eine Schnürjacke umschloß den Leib, und ein rotes Cerevisköppchen balancierte keck auf dem Haupte, von dem langes, struppiges Haar auf die Erhöhung des Rückens herabstarrte.

Der Großherzog musterte den kleinen Studenten vom Kopf bis zum Fuß und sagte lächelnd zu seinem Kammerherrn: „Ein verteufeltes Kerlchen, das!"

In demselben Augenblick trat ehrerbietig ein Orgeldreherweib zu ihm heran mit den Worten: „Königliche Hoheit, wenn ich um eine kleine Gabe bitten dürfte für meinen Clown."

Der Fürst, der eben noch mit der Betrachtung des kleinen Musenfohnes beschäftigt war, antwortete lachend: „Die kleine Lederhose dort wird für mich bezahlen."

Die Leierkastendreherin machte ein ungläubiges Gesicht.

Der Herzog, dies bemerkend, sagte: „Geh' Sie nur hin, das Männchen bezahlt."

Das Orgeldreherweib trat verlegen an den buckligen Studenten heran, hielt ihm ihr Tamburin hin und sprach: „Königliche Hoheit sagten mir soeben, Sie würden für ihn bezahlen!"

„Mit Vergnügen!" rief der Musensohn. „Hier hat Sie einen Schilling für den Großherzog von Mecklenburg und hier einen Gulden für einen Rostocker Studio."

„Ein witziges Kerlchen", schmunzelte der Großherzog, der genau des Studenten Worte verstanden hatte. „Den muß ich kennen lernen. Rufen Sie den Herrn zu mir!" befahl er seinem Kammerherrn.

Nach einigen Augenblicken stand der Student vor dem Großherzog. „Königliche Hoheit haben befohlen!"

„Gefällt mir, hat sich gut aus der Affäre gezogen. Was studiert Er?"

„Theologie."

„Theologie. O weh, da wird Er schwerlich sein Glück machen", meinte der Großherzog, behutsam auf des Studenten Buckel zeigend.

„Königliche Hoheit meinen vielleicht, diese überflüssige Erhöhung könnte mir in meinem Fortkommen hinderlich sein? Ich denke, künftig einmal eine Predigt zu halten, daß man den ästopischen Hügel darüber vergessen soll."

„Meint Er?" fragte der Großherzog. „Nun gut, die Gelegenheit, sein Talent zu zeigen, soll Ihm werden. Sobald Er sein Studium beendet hat, mag Er sich bei mir zur Probepredigt melden." —

Am Abend saß das muntere Studentenvölkchen im Hotel an der Tafel. Der Großherzog war gleichfalls anwesend.

Alle Badegäste sahen lächelnd auf den kleinen Studiosus und flüsterten untereinander: „Das ist der kleine Witzbold, der sich heute mittag so gut aus der Sache gezogen hat. Still! Er disputiert mit dem Kellner."

Das tat er in der Tat.

Und warum? Weil der Kellner soeben einen großen Korb mit Champagner gebracht hatte und vor jeden Studenten zwei Flaschen hatte hinsetzen müssen.

„Nun, worauf warten Sie noch?" fragte der Bucklige den stehenbleibenden Kellner.

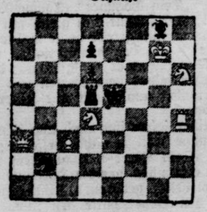
„Auf Bezahlung, mein Herr!"

„Auf Bezahlung? Oh, da wenden Sie sich bitte an Seine Königliche Hoheit den Großherzog, der dort drüben sitzt. Heute mittag zahlte ich für ihn; nun ist es nicht mehr wie recht, daß er für uns bezahlt." Und so geschah es. —

Der Bucklige aber meldete sich nach beendigtem Studium beim Großherzog, wurde zur Probepredigt zugelassen, übertraf alle anderen Kandidaten an Geist und oratorischer Begabung und wurde nach wenigen Jahren Hofprediger und später Vorsitzender des gesamten mecklenburgischen Kirchenwesens.

Rätselecke

Schach:



Zweizüger

Bilderrätsel:



Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel:

a) 1. Koblenz, 2. Dalni, 3. Leer, 4. Papi, 5. Kara, 6. Edam, 7. Alof, 8. Thain, 9. Aare, 10. Acre, 11. Tyrus, 12. Bastion
b) 2. Adler, 3. Elbe, 4. Emil, 5. Mael, 6. Almanach, 7. Himenäus, 8. Essig, 9. Parnis, 10. Jura, 11. Feyal, 12. Taube, 13. Asow.

Schach:

Lösung:
1) Lh5-d1 .... Ka5-a4
2) Df2×d2 .... beliebig
3) Dd2-b4 # u. Var.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Santz, Altena.

DER ERZÄHLER

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 37 — Samstag, 18. September — 1926

Ein Skizzenblatt

Von Franz Carl Endres.

Flimmernde Luft und die Welt in Sonne getaucht. Sommerkleider der Fremden sind flirrende, bunte Farbflecken auf dem Grün der Wiesen. Zu beiden Seiten des Tales blaugrüne Wälder, die an den Berglehnen steil hinaufsteigen. Hoch oben aber über allem, fast im Himmel, ernst und klar die schneebedeckten Häupter der Großen: der Jungfrau und des Mönches und des Eigers.

Mittsommertag in Interlaken.

Ich läute am Parktor einer herrschaftlichen Villa. Da wohnt Graf N. mit seiner Familie. Dem hat ein Kunstfreund mich als Porträtisten empfohlen, und ich mache zur Teestunde meinen ersten Besuch.

Ein liebreizendes Kammerkätzchen öffnet mir. „Die Herrschaften werden sehr bedauern, sind ausgegangen!" sagt sie, wird rot und sieht mich dann lachend an.

Ich gebe meine Karte und sehe dabei in wundervolle, tiefdunkle Augen, sehe in ein Gesichtchen von madonnenhafter Schönheit, und es trifft mich ein Blick, so tief und wundersam, daß mein Malerherz vor Entzücken hüpft.

„Was bist du für ein liebliches Kind," kommt es von meinen Lippen. Wir plaudern zusammen. Wir gehen auf den Parkwegen.

„Darf ich dich zeichnen?" frage ich.

„Aber freilich, mein Herr, wenn sie mit einer Zofe zufrieden sind."

Ich zeichne dieses Kunstwerk Gottes in einem Rausche des Entzückens.

„Gut geworden?"

„Ausgezeichnet!" sagt sie. Ich mache rasch eine Kopie und gebe sie ihr.

„Und mein Lohn?" frage ich.

Da fliegt mir das liebe Kind in die Arme, und wir küssen uns u. sind sehr verliebt, bis sie mich fortschickt, weil nun in jedem Augenblick die Herrschaften zurück sein könnten.

„Und wann sehe ich dich wieder?" frage ich zwischen zwei letzten Küssen. — Da klingt ihr Lachen wie ein silbernes Glöcklein: „Wenn das Glück es will."

Ich gehe im Traum durch das Gewimmel der Hochsaison nach Hause. „Wenn das Glück es will" Und ich schneide die kleine Skizze aus meinem Buch und berge sie in meiner Brieftasche.

Schon am nächsten Tage werde ich zum Lunch beim Grafen gebeten. Ich stelle mich ihm vor. Er stellt mich seiner Gattin und seiner Tochter vor. Da glaube ich, daß mich ein Herzschlag trifft: Die Komtesse . . . . ist mein Kammerkätzchen.

Ich bin vollständig verwirrt, kann bei Tisch kein vernünftiges Wort reden, fühle nur immer, wie ich abwechselnd rot und bleich werde.

Nach dem Lunch ruhen die alten Herrschaften. Ich darf mit der Komtesse auf dem schattigen Platz im Park Tennis spielen. Dann soll ich zur ersten Sitzung zum Grafen kommen.

Diese selige Stunde! Kaum sind wir allein, lacht sie mich aus.

„Hereingefallen, maestro, furchtbar hereingefallen."

Ich weiß nicht recht, was sagen. Schließlich stammle ich so etwas wie eine Bitte um Verzeihung. Wir stehen uns am Netz dicht gegenüber.

„Warum verzeihen?" fragt die Komtesse. „Du hast dich in die Kammerzofe verliebt, und die Kammerzofe hat sich in den Maler verliebt. Auf den ersten Blick! Und dabei bleibt es, meine ich, wenn auch die Kammerzofe nun zufällig eine Komtesse ist."

Oh, diese selige Stunde Tennis! Jedesmal wenn wir am Netz zusammentrafen, ließen wir die Bälle Bälle sein und küßten uns. Und die Küsse der Komtesse mundeten nicht weniger gut als die der Kammerzofe.

Dann rief mich die Pflicht. Ich malte den Grafen. Die Komtesse sah ich nicht mehr. Nie mehr . . nie mehr.

Am Tage nachher traf in Interlaken die Nachricht vom Kriegsausbruch ein. Eine Stunde später befand sich der Graf mit seiner Familie im Auto auf der Reise nach Deutschland. Und ich mußte sofort zu meinem Truppenteil einrücken, um die Grenzen des Schweizerlandes zu bewachen.

Oft habe ich das Skizzenblatt sinnend und sehnend betrachtet. Aber als ich im dritten Kriegsjahr an die Adresse des Grafen schrieb, bekam ich von fremder Hand die Nachricht, daß er 1914 am Herzschlag gestorben sei, seine Tochter sei als Krankenpflegerin in einem polnischen Seuchenlazarett dem Typhus erlegen, und die Gräfin sei den beiden, die sie so sehr geliebt, im Jahre 1915 im Tode nachgefolgt.

Mir ist nichts übrig geblieben von den zwei Tagen reinsten Glücks als das kleine Skizzenblatt. Ein Nichts. Nicht wahr, lieber Leser? Ein Nichts. Oder doch vielleicht mehr als ein Nichts? Vielleicht ein kleines Bausteinchen zu jenem riesenhaften Dome menschlichen Schicksals, in dessen Hallen wir alle wandeln. Wir alle! Auch du, lieber Leser. Auch du!

Ueber Traum und Tagen

Nun die stille Nacht beginnt,
Wird dir meiner Seele
Zarte Violine
Sternenhymnen spielen,
Daß sich deine Träume füllen
Mit den tiefen Melodien
Dichtersehnens, Deingedenkens.

Nun die dunkle Nacht beginnt,
Wird dir meiner Liebe
Starkes, helles Leuchten
Silberbrücken bauen,
Daß sich über Traum und Tagen
Wölbt von Herz zu Herz der zarte Bogen
Und du lächelnd auffstehst morgen.

Franz Alfons Gayda.

Briefe aus der Heide

Von Elisabeth v. Aster-Goslar.

Frühmorgens.

In ein Märchen bin ich heute hineingewandert — ein Märchen, das seinen Zauber um mich spann mit Fäden ganz dicht und fein, sobald ich nur den ersten Schritt zagend hineintat voll Staunens, voller Ungewißheit, was mich erwarte . . .

Frühmorgen in der Heide! Zum erstenmal erlebte ich ihn — allein, ohne Dich, der Du einst von ihm sangest und sagtest, lange bevor ich ihn geschaut —. Ich mußte ihn allein erleben, weil es ein Uebermaß des Glücks bedeuten müßte, den Pfad hinein in den Morgentau mit Dir zu gehen.

So nahm mich, als Schatten mit leise nahendem Lichtschein kämpften, als die Sonne hinterm schwarzen Föhrenwald güldene Schwerter aufblitzen ließ, den Sieg über die Nacht zu erfechten, die gütige Natur mütterlich ans Herz; sie hob den Schleier ihrer Geheimnisse und ließ mich's schauen, was des Lebens reinste Freude bedeuten, uns seinem Ursprung nahe bringen muß. Tiefstes Erleben ist Natur der suchenden Seele — Natur und Gott! Wir finden und fühlen Gottes Dasein überall im Bereich der Natur, wenn wir reinen Herzens und demütigen Sinnes uns nahen!

Morgentau — Frühmorgenzauber . . . funkelnder, glastender Reichtum, dem trunkenen Auge geschenkt, dir und allen zu eigen. Behutsam schritt ich durch blitzende Juwelen, die mir den Rock säumten, die Füße perlend überrieselten. Hin zum Bach bin ich gewandert, über dem, spinnwebzartem Schleier gleich, weißlicher Nebel wogte. Durchs murmelnde Wellenlied tönte der Jubel der ersten Lerche, die hoch im Aether die Sonne grüßt. Ein Rauschen ging durch Busch u. Baum, durch Gras und Ried — die Siegerin nahte, gewaltig und hehr — die Sonne . . .

Am Wegrain sitz' ich im goldenen Licht, warm rieselt's mir über den Körper, ich habe die Hände mit unvergleichlichem Wohlgefühl im wärmenden Strahl. Rings summt und brummt es von Faltern, Bienen und Käfern. Am feinen Heidekraut hängen dunkle Leiber im eisrigen Bergen süßer Beute. Entzückt sehe ich in die winzige Welt der Gräser und Moose, ins Leben der Kleinen und Kleinsten.

Doch die Weite lockt das Auge — hier ist alles weit, wohin der Blick schweift, schlicht in der Linie, endlos — — Gewaltige, in Helligkeit getauchte Wolkenberge segeln rasch im lichten Blau, so als zögen sie, von unaussprechlicher Sehnsucht geführt, in ewige Fernen.

Und unaussprechliches Sehnen wecken sie, die weißen segelnden Berge, nach den Gipfeln, die Du und ich erklimmen wollten, Seite an Seite, und die dann zergangen sind, wie Träume . . .

Am Mittag.

Wenn meine Sehnsucht Dich, mein Freund, sucht — muß sie verflattern wie scheue Vögel, muß sie nach endlosem Flug in ungekannte Fernen ermattet die Schwingen senken, denn ich weiß nicht, wo Du bist.

Sommersonnentage liegen voll Glanzes über der festlich blühenden Heide; heiß strahlt der Sand die Glut wieder, silbern schimmert er in den tiefen Heidwegen, die feinblättrige Birken säumen.

Am Flüßchen liege ich, beschattet von alten Erlen, flüsternd regen sie im Mittagswind die Blätter und erzählen von Sonne und Regen, von Tau und Sterngeflimmer.

Leise drücken Wärme und Sonnengeflimmer mir die Augen zu, und da träume ich . . . daß über die Heide in strahlendem Gewande die Mittagskönigin schreitet, hin zum Horizont, wo grelle Wetter leuchten und dumpfes Grollen die Luft erschüttert. Heiß blitzt die Krone der Hehren, scharf funkeln ihre Augen . . . ich berge mein Haupt, daß ihr brennender Blick mich nicht treffe — —. Nun ist sie entschwunden, ihr heißer Atem verweht.

Und wieder drückt mir der Mittag die Lider zu. Mein Träumen wandert — dorthin, wo Du sein mußt, wo Dein Wille Gesetz ist, Dein kühner Geist Pläne formt und vollendet. Dein Denken muß andere Wege gehen als meines. Wo ist die Brücke von Mensch zu Mensch, über die unsere Seele schreiten darf, frei und unverzagt — in sicherem Vertrauen?

Wolken wandern über den Hügeln, seltsame Gebilde türmen sich; unerschleiert scheint des Himmels tiefe Bläue, und heißes Schweigen, banges Warten lastet . . .

Am Abend.

Stiller wird hier die Sehnsucht, blasser das Weh, immer freier das Herz . . . Der Abend kommt, auch für uns, mein Freund, kommt er, und alles in uns wird tiefer Frieden.

Sonnenuntergang in der Heide! Wer ihn nicht sah in unbegreiflicher Schönheit, in leuchtender Pracht mit heiligem Schauer, den möchte ich an die Hand nehmen und ihn bitten: „Komm

mit mir zu den Heidhügeln, laß uns niedersitzen, zu schauen, wie die Sonne in Herrlichkeit dem Tage stirbt!"

Lautlosen Schritts bin ich ihr nachgewandert, von lichten Lohen umhüllt — über Heidflächen und Hügel, durch hohes Kraut und heißen Sand; vorbei am Kolk, aus dem die Unken rufen und die Nebelfrau winkt. Es trinkt mein Auge die Glut, die tiefer und tiefer sich färbt, in deren Widerschein der Kiefernwald brennt. Dunkel, geheimnisvoll blauen ferne Hügel — der Sonnenball sinkt. Rasch wachsen Schatten von Riesenhänden gebreitet, träumend verdämmert das Land . . .

Abendglocken singen fern, mahnen das Menschenherz: nun danke Gott!

Feierlich steigt überm Wald der volle Mond empor, sein ruhiger Glanz säumt silbern die Wipfel. — Wo auf der Welt mag es gleich schön sein, wo könnte die Seele Frieden finden wie hier in tiefster Einsamkeit, fernab von allem, was Unruhe schafft?

In schweigender Nacht stehe ich am Fenster des strohgedeckten Katens, nun flimmern Sterne auf dunklem Sammet zu mir hernieder; sie flimmern über der schlafenden Welt — auch dort, wo Du weilst.

Ich falte diese Blätter, auf denen Deine Augen nicht ruhen werden. Dein Blick schweift in ferne Länder, weit — weit über Erde und Meer . . .

Das Sonnenmärchen in der Heide zerrinnt — tausend Arme reckt hastendes Leben erneut nach mir. Nun wird mein Sehnen über den Heidhügeln sein.

—⊡—

Toto

Skizze von Karl Münzer.

Als Toto sechs Jahre zählte, war sie in zwei Erdteilen berühmt. Ihr Manager hatte sie durch die großen Städte Europas und Amerikas geführt, man kannte sie in Chicago und Frisco so gut wie in Dresden und Oslo, ihr Name war den Bewohnern von Manchester und Bordeaux so bekannt wie denen von Bukarest und Lissabon. Wer sie selbst nicht gesehen hatte, kannte sie doch aus Plakaten und den Illustrierten Blättern, aus Ansichtskarten und dem Film. Mit den Erzählungen von ihr wiegte man kranke Kinder in Schlaf, trocknete Tränen, Greise lächelten gerührt. Mütter riefen, verzweifelnd ob der Ungezogenheit ihrer Kinder: „Nehmt euch Toto zum Beispiel! Ach, lieber zehn Totos als eins von euch!" Erzürnte Gatten schleuderten ihren Frauen zu: „Hättest du nur ein Viertel von Totos!"

Ja, so war dieses Wunderwesen! Es hatte Einladungen in die Paläste von Florida und der Fifth Avenue, in die Schlösser von Königen und Reichspräsidenten. Berühmte Männer, Gelehrte, Künstler, Dichterinnen empfingen Toto, Photographen und Kurbler säumten ihre Ausfahrten und Spaziergänge. Ja, eine englische Prinzessin hatte sie auf die Stirn geküßt! Vor versammeltem Hofstaat. Alle Damen der Prinzessin stürzten sich daraufhin auf Toto, um dieselbst geheiligte Stelle zu berühren, bis Toto schließlich aufkreischend um sich biß. Das ging ihr über die Hutschnur. Sie trug damals ein Tirolerhütchen zu entsprechendem Kostüm.

Toto — ja, also Toto war eine Schimpansin!

Aber sie hatte nichts gemein mit ihren Vorgängern im Varieté und Zirkus. Was sie tat, hatte noch kein Affe vor ihr getan. So vollzog sich ihr Auftritt. Sie betrat ein hübsch möbliertes Jungmädchenzimmer, zog Mantel und Kleid aus, stand in Spitzenunterwäsche da, zog ein Hängekleidchen an, wusch sich, puderte sich, bürstete sich. Alles allein. Ihr Manager und seine Frau standen zwischen den Kulissen, sie gaben unhörbare Befehle, Winke. Toto war bis zum Wunderbaren dressiert. Sie setzte sich hin, aß Suppe, trank Milch, schälte eine Banane, sie las eine Zeitung und gähnte.

Ich rede nicht davon, wo und wie der Beifall des begeisterten Publikums loszubrechen pflegte.

Toto — und nun kamen die Höhepunkte, die Einzigkeiten dieses Menschentieres — Toto setzte sich an eine Nähmaschine und nähte eine tadellose Naht in weißer Leinwand. Anmutig an die Rampe tänzelnd, warf sie das Schaustück ins Parterre. Und dann — das Klavier! Nun es war natürlich mechanisch. Aber Toto saß davor, ließ ihre braunen Hände auf und niedergleiten, tanzte auf ihrem Stuhl zum Rhythmus des Bostons, warf den Kopf in den Nacken u. blickte verzückt zum Himmel. Und schließlich begann sie zu singen. Mit leiser, klagender Stimme heulte sie sanft ein Urlied ins Theater, den Singsang eines Waldwesens, eines Naturgeschöpfes, die erste Melodie der Welt, den Urlaut der Schöpfung . . . .

Ja, Toto hatte ihre Sprache, sie hatte hundert kleine Laute, sie gurrte und brummte, konnte vieltönig schreien. Aber wer verstand sie? Nicht einmal der Manager oder seine Frau, die Toto als Halbjährige zu sich genommen und erzogen hatten. Mit unendlicher Geduld, ja, mit Liebe. Aber was half Toto alle Menschenliebe? Sie war einsam, ohne Mitgeschöpf, eine ausgestoßene Kreatur, in fremde Welt verbannt. Viele, viele Stunden tags und nachts hockte sie da, starrte in sich selbst hinein, niemand riet ihre Seele, vielleicht riet sie sich selber nicht . . .

So saß sie auch einmal nachts, nach der Vorstellung, im Hotelzimmer am Fenster. Ihre Pflegeeltern waren eingeladen, man hatte sie zu Bett gebracht, aber sie konnte nicht schlafen. Draußen träumte ein weiter baumbestandener Platz unter Maisternen, es war ganz still.

Nachts am Meere

Es schlief das Meer und rauschte kaum
Und war doch allen Schimmers voll,
Der durch der Wolken Silberflaum
Vom lichten Monde niederquoll.
Im Blau verschwamm die ferne Flut,
Wie Bernstein flimmerte der Sand,
Ich aber schritt in ernstem Mut
Hinunter und hinauf den Strand.

O, was in solcher stillen Nacht
Durch eine Menschenseele zieht,
Bei Tag hat's keiner nachgedacht,
Und spricht es aus kein irdisch Lied.
Es ist ein Hauch, der wunderbar
Aus unsrer ew'gen Heimat weht,
Ein innig Schauen, tief und klar,
Ein Lächeln halb, und halb Gebet.

Da spürst du still und körperlos
Ein segnend Walten um dich her,
Du fühlst, du ruhst in Gottes Schoß,
Und wo du wandelst, wallt auch er.
Die Tränen all sind abgetan,
Die Dornen tragen Rosenglut,
Es taucht die Liebe wie ein Schwan
Aus deines Lebens dunkler Flut.

Genug! genug! halt ein, mein Lied!
Denn was bei Nacht und Mondenlicht
durch eine Menschenseele zieht,
Das sagt kein irdisches Gedicht.
Ein Hauch ist's, der da wunderbar
Von Edens Friedenspalmen weht,
Ein wortlos Schauen, tief und klar,
Ein Lächeln halb, und halb Gebet.

Emanuel Geibel.

Toto öffnete die Fensterriegel, und da strömte jäh Fliederduft zu ihr, Baumgeruch, Erdodem. Es hatte etwas geregnet, die Luft war von süßer Reine. Und da geschah es: überwältigt vom Anhauch des Frühlings, gerufen nicht nur von draußen, sondern von den geheimnisvollen Stimmen in ihr, schwang Toto sich aus dem Fenster, glitt an Regenrinnen und Stuckornamenten hinab, hing in schwindelnder Höhe, sah um sich, glitt tiefer. — — Mit jedem Griff erwachte seltsame Kraft stärker in ihr, nie gekannte Freiheit berauschte sie. Sie stieß einen seltsamen Laut aus — so lockten ihre Ahnen sich in Pisangwäldern. Ihre Augen erglühten — ein Sprung — da war der feste Boden. Ein paar Sätze — und Rasen duftete, Bäume wiegten sich. Sie schoß einen Stamm hinauf, ein Wipfel umwogte sie wie Traum, wie Paradies, wie Heimat, sie sprang in einen nächsten, einen dritten, es duftete und wallte und bog sich unter ihr, sie flog, sie kam in eine Allee, schwang sich von Linde zu Linde, sie gurrte, sie schrie, Rausch, Wahnsinn erfüllte ihr Gehirn, ihr Herzchen raste, und sie tanzte in einem rauschenden Wipfel den uralten Triumphtanz der liebebeseelten Affen . . .

In einem Augenblick war alles vergessen, Dressur, Mensch, Gewohnheit. Nie Gekanntes, aber im Blut geheimnisvoll Bewahrtes überwältigte Toto. Taumelnd umschlang sie Aeste und preßte sich in Laub, sie schlürfte Regentropfen von Blättern und schrie zu den Sternen empor. Sie erschreckte ein Paar auf einer Bank, scheuchte schlafende Vögel auf. Sie geriet in Gärten, erkletterte Veranden und polterte mit Stühlen und Tischen, daß an Fenstern bleiche Gesichter erschienen. Ihre dunkle Gestalt ließ Menschen entsetzt fliehen, Hunde heulen. Aber ein Hund war da, der setzte hinter ihr her, jaulend und geifernd. Seinem schnappenden Gebiß entrann sie ein Spalier hinauf, ein Fenster stand offen, sie floh hinein . . .

Schwindelnd sah Toto um sich. Ein Lämpchen erhellte ein weißes Zimmer, und in einem Gitterbette atmete Lebendiges, ein winziges Kind. Toto schlich hin, da schlief das kleine Wesen in Duft und Wärme. O Kind . . .

In der Aeffin stieg auf, was allein Tier und Mensch gemeinsam fühlen: eine Sehnsucht, eine Liebe, Mutterleidenschaft. Nie Erfülltes überwältigte sie ganz. Sacht, zärtlich hob sie das Kind aus dem Bett, drückte es an sich, gurrte, zischelte, wisperte — Liebeslaute, Wiegenlieder, Koseworte —

Da gellte ein Schrei. Das Bellen des Hundes unterm Fenster hatte die Wärterin geweckt, sie sah eine dunkle Gestalt das Kind rauben. Und schon flog die Tür auf, der Vater stand darin, hob einen Revolver . . .

Toto, in Todesangst, das Kind umklammert, flog aufs Fensterbrett. Unten heulte der Hund. Wohin? . . .

Aber sie brauchte nicht mehr zu entscheiden. Der Vater schoß. In den Rücken getroffen, stürzte Toto, mit letzter Kraft das Kind an sich pressend, ins Zimmer zurück. Das Kind erwachte, es lachte, es rief entzückt: „Ein Affe —"

Totos Arme hatten sich gelöst. Als Letztes spiegelte sich in ihrem Auge das Kind. Sie starb. Etwas ging über ihr Gesicht, es mußte ein Lächeln sein.

—⊡—

Ein Herrgottsvogel

Skizze von Heinrich Ruppel.

Am Birkenwaldsaum, wo das schönste Besenreitig umsonst wächst, lag der alte Bartel, ein Vogel ohne Nest, im braunen Heidegestrüpp und sah auf das Dorf hinab. Sollte er? Oder sollte er nicht? Seine Taschen waren so leer wie der Klingelbeutel am Samstagabend und zudem so löcherig, daß noch kein Heller dringeblieben wäre, wenn er wirklich auch einen gehabt hätte. Wollte er etwas beißen oder gar ein Halbes trinken, so mußte er sich schon einmal regen, wie ungern er's auch tat. Er streckte sich und sah in das zierlich belaubte Gezweig der Birken hinauf. Das stand vorm Himmel wie ein Sonnenfieb, durch das Lichtgold und Himmelsbläue niederrieselten auf die schäbige Montur des Ruhenden. Vom Rain herüber dullerte die Heidelerche ihr einlullendes Lied. Der Alte lauschte träumend. Weshalb sollte er sich rackern? Mochte der heutige Tag wieder einmal für das Seine sorgen!

Da knackte es im Unterholz. Der Bartel hob den Kopf und spähte voll Argwohn in die Büsche. Wenn das der Waldaufseher war, dann hieß es Beine machen. Der hatte ihm im letzten Jahr die Quittung für unbezahltes Besenreisig mit dem Jagdstock auf den Buckel geschrieben. Der grobe Kerl! — dem ging er aus dem Weg. Und so erhob sich denn der Bartel flinker, als man es seinem Alter zugetraut, nahm die kleine Welle Besen auf, die er in den letzten Tagen gebunden, schulterte sie und schlug den Weg zum Dorf ein. Die weißgeschnitzten Stiele standen ihm wie ein Gewehrschaft in der Hand, die braunen Schöpfe wippten über seinem Nacken. Eine verschossene Kappe lag ihm breit und graugrün wie ein Moosschüppel auf dem Struppkopf, und der wirre Bart hing wie ein grauer Heidebusch auf seiner Brust.

Am Dorfeingang hob er die Nase schnuppernd in die Luft. Unter der Linde stand das Gemeindebackhaus. Zwischen den rotbraunen Hohlziegeln quoll der graue Rauch hervor, stieg auf ins grüne Laubwerk und verlor sich in der blauen Sommerluft. Drinnen, vor dem heißen Ofen, hielten „die Backweiber" ihren Rat. Auf den Pflöcken an der Wand lagen die Sonntagskuchen. Schurrend schob die Feuerbrücke die Kuchen in den durchglühten Ofen. Vor dem Backhaus lagen ausgebackene Kuchen auf der Erde und ließen ihren Duft durch alle Gassen strömen. Da schob der Bartel seine Welle Besen in die mächtige Astgabel der Linde, wo sie kaum zu sehen war, nahm sich einen Kuchen und lief hinter das Backhaus. Er hörte noch die Weiber ratschen und lachte leise in sich hinein. Plötzlich erhob sich eine helle Weiberstimme gätzend wie die einer Henne, der man das warme Ei unterm Leib weggenommen hat. Nun stürzten die Backweiber hervor: „Der Lisett ihr Kuchen ist fort!" und liefen straßauf und -ab, den Spitzbuben zu fassen. Mit hellem Geschrei entdeckten und umringten sie den Uebeltäter: „Besenbartel, den Kuchen her! Gib der Lisett ihren Kuchen her!" Er aber stand wie ein Hüne mitten in dem wabernden Weibervolk und hielt das noch warme Kuchenblech mit gestreckten Armen und aufgespreizten Fingern über seinem Kopf empor. Die Weiber hüpften und sprangen nach dem Kuchen. Lisette, eine junge Bauernfrau, die Eigentümerin des Kuchens, hängte sich an seinen Arm, um ihn niederzuzwingen. Umsonst. Wie ein starker Eichstock stand der Alte da. Ungestüm umdrängten und umlärmten ihn die anderen. „Guckt an, was mich die Mädercher noch so gern haben!" spottete er gutmütig. Da lachten alle. „Werft ihn übern Haufen!" riet eine kecke junge Bäuerin. „Ja, tut's nur", war sein Wort. „Dann kriegt ihr auch den Kuchen wieder, aber nur in Stücken." Endlich gab er lachend dem Bitten und Betteln der Weibsleute nach und händigte der Lisette den Kuchen wieder ein. „Seht mal an", rief eine Alte, „den allerbesten hat er sich rausgesucht." — „Ich bin doch auch nichts Schlechtes gewohnt!" scherzte er. Da lachten sie wieder und nickten einander zu, als sagten sie: „Ja, so ein Kerle ist das!" — „Aber ein Stück davon sollst du doch haben", meinte die Lisette, „heut' nachmittag kannst du zum Kaffee kommen." Da pfiff er lustig wie ein Vogel und sagte feierlich: „Wieder was umsonst! Seht die Vögel unter dem Himmel an! So einer bin ich." — „Ja, ja, ein Herrgottsvogel bist du!" — „Ein richtiger", bestätigte Schömbers Dorthe. „Wo hast du denn heut' nacht geschlafen?" — „Dort oben", und er wies zum Wald hinauf, „Jagdhütten gibt's doch überall." — „Daß du das nicht leid wirst, alter Kerle. Hätt'st freien sollen!" — „Das kann er jetzt noch", lachte Aschenbrenners Line, „der kriegt noch zehn für eine!" — „Meinst du?" zwinkerte sie der Bartel an. „Wenn mir nur eine paßt?" — „Guckt an, er ist noch stolz! Nun ja, dafür darf er auch beim Backofen schlafen." Da lachten sie noch mehr. Denn das war wörtlich wahr. In kalten Nächten kroch er oft ins Backhaus, wo er hinter dem Ofen schlief, der vom letzten Backen her noch nachwärmte. Dann war des Morgens früh schon manch eine sehr erschrocken, wenn sie nichtsahnend das Feuer anstecken wollte und sich plötzlich seinem bärtigen Kopf gegenübersah, der über der breiten Wölbung auftauchte. Der Lisebeth vom Hussenhof war einmal der Schrecken so hart in die Glieder gefahren, daß sie wie vor dem lebendigen Gottseibeiuns ausgerissen und nur mit der Magd zurückgekommen war. „Wem willst du denn heut' bei der Arbeit zugucken?" fragte ihn die Dorthe. — „Dem Dommes" (Thomas). — „Tu das nicht! Der spannt dich gleich mit an." — „Und wenn ich nun gerade heute mal was schaffen wollte?" — „Das kommt selten vor." — „Wunderselten", gab er zu, lachte aus den hundert Fältchen seines verwitterten und verknitterten Gesichts und schritt mit seiner Besentracht davon.

Die Weiber sahen ihm nach und führten ihn auf der Zunge, weil sie nichts Besseres zu reden wußten. Sein Vater war auf dem welschen Nußbaum ertrunken, wie die Dorfleute von den Vätern unehelich geborener Kinder zu sagen pflegen. Ein Bauer hatte den Jungen großgefüttert, ihn im Frühjahr und Sommer die Gänse, im Herbst das Vieh hüten und im Winter Garn spulen lassen. Später erlernte er noch die Kunst des Besenbindens, und da ihm das ewige Knechtspielen nicht mehr behagte, mochte er als alter Kerl nichts anderes tun als Besen machen.

Indessen war der Besenbartel zum Donnerlittchen-Dommes unterwegs. Das war der Bauer Thomas Thamer. Der konnte höllisch fluchen. Zwar war er auch im Kirchengehen fleißig. Doch vor der Kirche, wenn er sich den Bart abschabte, fluchte er wohl siebenmal und mehr: „Zum Donnerlittchen noch einmal!" Und war die Kirche aus, fiel ihm das Fluchwort auch nicht seltener von den Lippen, mehr aus gedankenloser Angewöhnung als aus Verstocktheit. Dem Donnerlittchen-Dommes hatte Bartel die neuen Besen zugesagt.

Der Bartel kam dem Dommes gerade recht. Er stellte ihn aus Holz und ließ ihn die knotigsten Knorren spalten. Der Bartel tat's und dachte an die Groschen, die er kriegen würde. Es wurde Abend, und er kriegte nichts. Beim Abendessen hielt er wacker mit. Dann saß er mit dem Bauern in der Stube, des Augenblicks gewärtig, der ihm seinen Lohn beschere. Er wartete vergebens. Doch da der Dommes ihn zum Uebernachten einlud, hoffte er auf morgen früh. Die Kammer, darin der Bartel schlafen sollte, war neben der des Bauern und nur von da aus zu betreten. Bald schliefen beide ungewiegt. — — —

Sonntag im Bergdorf. Welch ein Friede! Man hört ihn quellen aus den Feldern, Wiesen, waldumhegten Triften, quellen und rieseln wie sonnenblinkende, rauschende Bächlein; man kann ihn trinken, den Frieden, trinken mit den Lippen der Seele, ganz tief ins Herz hinein. Und fliegt ein Hähnekrähen aus den Höfen auf, ein Vogellied aus grünen Gärten, dann werden Frieden und Stille nur noch tiefer empfunden.

Die Frühaufsteher hatten schon das Vieh gefüttert und gingen just daran, sich die Bartstoppeln von einer ganzen Woche aus dem Gesicht zu kratzen. Da riefen zwei Männer durchs Dorf. Der Verfolger war im Hemd und rannte und schrie wie ein Besessener: „Packt den Spitzbuben! Den Spitzbuben da! Packt ihn!" — Was Beine hatte, stürzte schreiend und lachend vor die Türen, die wilde Jagd zu sehen. Jetzt holte der Dommes den Bartel ein, der eine Hose in der Hand hielt. Schömbers Christjan kam herbei, das halbe Gesicht voll Seifenschaum, die andere Hälfte blutend, die Rasierklinge in der Hand, und lachte, lachte — und die anderen lachten über den Christjan und den Bartel und den halbnackten Dommes und wollten sich fast totlachen in der feierlichen Sonntagsfrühe. Aschenbrenners Hanjörg saß unter dem schwarzgefleckten Fahlschecki, sprang auf und lief herzu, den Milcheimer in der einen, den Melkschemel mit den kuhmistgrünen Beinen in der anderen Hand. Mägde mit Besen und Knechte mit Mistgabeln ließen Haus- und Stallarbeit liegen und sahen sich das Schaustück an. Was war denn los? Nun, der Bartel hatte des Bauern Hose angezogen, dieweil der noch schlief, und sich flink aus dem Staube gemacht, auch seine alte mitgenommen. Der Dommes hörte die Treppe knarren, sprang auf, griff nach der Hose, fand keine und jagte im Hemd dem Bartel nach. Nun standen sie und rauften auf der Gasse um die Hose. Der eine hielt sie hier, der andere da. So zerrten sie daran und tanzten umeinander, in gravitätischen Sprüngen des Gegners Hieben ausweichend, wie ein Paar sich balgender Störche.

Die Zuschauer lachten und fragten. „Der alte Halunk' hat mir die Hose gestohlen!" keuchte der Bauer und versuchte, seinen Widerpart mit Fauststößen zu bedenken. Der verteidigte sich: „Besen hab' ich ihm gebracht, zwölf Stück! Aber nicht einen Heller hat er mir gegeben, ihr Leute!" — „Der alte Knicker!" schalt das Volk. „Und Holz hab' ich ihm gespalten, einen halben Tag lang. Da hab ich mir die Hose mitgenommen. Denn meine, seht, hat nur noch Löcher! Verschenken kann ich armer Deuwel doch meine Arbeit nicht!" — „Von dir, du Donnerlittchen noch einmal, will ich nichts geschenkt haben", fluchte der Dommes. Mit Lachen wurde sein Wort quittiert. „Helft mir, ihr Leute! Sonst —" rief der Besenbinder. „He, du Schabehals, laß ihn los", forderten die Knechte. „Bezahl' ihm seine Besen! Oder er nimmt sich's, wo's ist!" — „Was wird hier für ein Schandstück aufgeführt?" donnerte nun der hinzukommende Bürgermeister dazwischen. „So'ch eine Unzucht ist doch am hehren Sonntagmorgen noch nicht ersehen worden!" — „Der Bartel hat mir meine Hose gestohlen", jammerte der Dommes. „Weil er ihm seine Besen nicht bezahlt hat", rief einer. „Und das Holzspalten auch nicht", ein anderer. „Fürs Holzspalten hat er, was ihm zusteht", widersprach der Dommes wütend. „Ja, was er mit dem Mund davonträgt, das Brötchen Brot, das du ihm noch nicht einmal gönnst — sonst hat er nichts!" So geigten sie dem Dommes die Wahrheit.

Der Bürgermeister machte dem Schauspiel ein Ende. — „Ich weiß, der Bartel nimmt nichts, was nicht sein ist, ausgenommen Besen-

Herbstbild

Dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah!
Die Luft ist still, als atmete man kaum,
Und dennoch fallen raschelnd fern und nah
Die schönsten Früchte ab von jedem Baum.

O stört sie nicht, die Feier der Natur!
Dies ist die Lese, die sie selber hält,
Denn heute löst sich von den Zweigen nur,
Was vor dem milden Strahl der Sonne fällt.

Hebbel.

reis, das für uns alle wächst. Bist du ihm etwas schuldig, Dommes, gib's ihm!" Und, Bartel, du gibst ihm sein Eigentum zurück. Und schämt euch alle zwei, die ihr euch vor aller Welt so aufführt."

Als nun der Bartel mitten auf der Dorfstraße die Hose des Dommes aus- und seine eigene anziehen mußte, und als auch der klapperbeinige Dommes, der jetzt erst inne wurde, daß er im blanken Hemd dastand, in die seine stieg, konnte auch das ehrwürdige Dorfoberhaupt das Lachen nicht mehr verbeißen. Und das Gelächter aller erhob sich wie ein aufschwirrendes Rebhuhnvolk über die Köpfe und verflatterte in den Höfen und Haustüren.

So war der Hosenkrieg auf der Gasse in Heiterkeit und Güte beschlossen. Der Dommes mußte vor des Bürgermeisters Augen heimgehen und achtzehn Groschen holen. Dieweil der Bartel schmunzelnd wartete, kam die Lisette aus der Tür und brachte ihm ein großes Stück Kuchen. „Du hast dir's gestern nicht geholt, hier bring ich dir's!"

Den schönen Sonntagskuchen in der rechten Hand, so schritt der Besenbartel in zerfetzter Hose den roten Feldweg zum Wald hinauf, zum grünen, rauschenden Heimatwald und fühlte tief in seinem Herzen: Der Bergwald wird mich trösten und erheben über all mein Ungemach.

—⊡—

Simsons letzte Reise

Skizze von Erich Lüth-Hamburg.

Da lag der blanke Hans, und die Sonne küßte seinen Saum; er lief an von Blut und Gold.

Da schrie der Wind und die Möwen sangen schrill in ihrem Gleitflug zwischen dem Himmel und den Fischgründen. Von Schottland bis zur Elbe ging ein Sturm, und der Sturm war gut und stark. Da lachten die Matrosen, die nach jahrelangem Warten wieder ein Heuer bekommen hatten, und zeigten ihre Fäuste.

Langsam füllte sich der Hafen von Hamburg wieder mit Schiffen. Er war im großen Kriege mager und darmleidend geworden und wurde vollends ausgepumpt, als er die Schiffe hergab an die Engländer und an die Franzosen und an die Völker vom Uebersee.

Jetzt jubelten wieder die Winden, und die Stahltrossen kreischten. Kaffee kam herein und Tee, Gewürze und Apfelsinen, Mais, Mehl und Baumwolle. Und der Geruch von Schweiß und Teer und der Glanz von Oel und zerlassenem Fett lagen wieder über den kurzen Hafenwellen. Das sind jetzt bald fünf Jahre her. —

Das sind jetzt bald fünf Jahre her, seit der Dampfer Simson seine letzte Heimreise zur Elbe machte.

Der Dampfer Simson war kein Staatsschiff. Er war nichts als ein Kohlentramp, ein schmutziger Geselle, ein Lastschiff der Arbeit. Durch seine grauen Wanten pfiff der Nordwest-Wind, und seine Nase wühlte sich tief in die Grundsee auf der Doggerbank. Auch er war an die Engländer ausgeliefert worden, verramscht, wie die Matrosen schalten, und er war zurückgekehrt mit rostigen Platten und verbeulten Kesseln. Jetzt trug er keuchend Last auf Last über die See.

Es mußte vorläufig ohne Reparaturen und ohne Bügeleisen gehen. Manchmal war es, als röchelte die Maschine, manchmal, als seufzte der Kiel. Und dann wieder lief ein Zittern durch den geduckten Rumpf, als hätte er Furcht vor den Treibminen, die hier und dort gesichtet wurden und die das Strandgut vieler Fischerdörfer waren von Holland bis Dänemark, von Missingen bis Skagen.

„Käppen", sagte der Chefingenieur zu Niß Andersen, der als erster deutscher Kapitän sich mit einem Frachter wieder durch die Minenfelder gewagt hatte, kaum daß der Waffenstillstand besiegelt und begeelgöscht worden war, „ich glaube, wir müssen beidrehen. Die Grundsee will uns die Schrauben zerschlagen, und eben ist ein Heizer im Sturz mit dem Schädel gegen das Feuerloch gerannt."

Der Simson war dreißig Jahre alt und hatte immer schwere Arbeit getan. Er war kein glückhaftes Schiff. Er hatte schon fast zwei Dutzend Kapitäne gehabt. Einmal war im Hafen von Tynedock zwei Trimmern, die ein Signal falsch aufnahmen, ein Waggon englischer Steinkohlen in riesigen Brocken auf die Köpfe niedergegangen; der eine war sofort tot, der andere lebte nur noch so lange, bis er dem Hafenarzt das Geständnis abgelegt hatte, er habe vor elf Jahren in Amsterdam einen Juwelenschleifer erwürgt und sei dann in Südafrika zwei Jahre lang ein großer Herr gewesen. Er habe Weib und Kind, die nichts mehr von ihm wußten.